

Prof. Dr. Werner Reinhart

## Rede zum Jahresempfang der Europa-Universität Flensburg am 20. Juni 2023

### - Es gilt das gesprochene Wort -

Frau Prien, Frau Stenke, Herr Wendt, Herr Brüggemann, liebe Gäste, liebe Mitglieder unserer Universität!

Ich traue mich was heute Abend. Ich glaube, ich habe inzwischen ein Alter erreicht, in dem ich mir es leisten kann, hoffnungslos altmodisch zu sein. Ziemlich aus der Mode gekommen ist – zumindest bei Empfängen jenseits von Politik und Wissenschaft – vermutlich allein schon die Form der Rede; der Zeitgeist verlangt eher nach Image-Filmen, Talk-Runden, Podiumsdiskussionen, Fish Bowls oder Peer-Gesprächen.

Ich traue mich was heute Abend. Zum Beispiel traue ich mich erstmals, fast wortgleiche Wiederholungen aus meiner letztjährigen Rede zu integrieren, weil viele der damals angeschnittenen Themen auch heute noch relevant sind.

Ich habe freilich davon abgesehen, heute meine 22er-Rede unredigiert ein zweites Mal zu halten, obgleich das bei den über 50 unter uns durchaus ein „Deja Vu“ hätte auslösen können. Fernsehgeschichtlich legendär ist jedenfalls eine TV-Panne vom an Silvester 1986, als die ARD versehentlich Helmut Kohls Neujahrsansprache aus dem Vorjahr über den Sender laufen ließ. Zusätzlich pikant an dem blamablen Fehlgriff war zudem, dass viele Zuschauer die Verwechslung erst ganz am Ende bemerkten, als sich die besten Wünsche nicht auf das neue, sondern auf das gerade abgelaufene Jahr bezogen.

Hoffnungslos altmodisch will ich heute aber auch deshalb sein, weil ich gleich über etwas vermeintlich Antiquiertes reden werde, nämlich über die sieben Kardinaltugenden. Auf den bisherigen Jahresempfängen habe ich recht gute Erfahrungen damit gemacht, mich auf sieben Punkte zu beschränken. Die Elaboration von sieben Punkten lässt sich in 20, 22 Minuten bewerkstelligen, und ich habe lernen dürfen, dass dies genau jener Zeitrahmen ist, in dem ich mein Publikum halten kann, bevor die Gesichter ausdrucksloser, das Räuspern im Raum lauter und die Blicke abschweifender werden. Vielleicht ist es ja unsere lebenslange Konditionierung auf den Rhythmus einer Sieben-Tage-Woche, die Auswirkungen auf rhetorische Zumutbarkeit und individuelles Erinnerungsvermögen hat und deshalb die Zahl 7 privilegiert.

Heute möchte ich also über die sieben Tugenden sprechen, die ursprünglich zwar durch die antike und christliche Tradition definiert wurden, die aber meiner Ansicht nach auch außerhalb eines religiösen Kontextes unvermindert aktuell sind, da sie im Kern anthropologische Konstanten erfassen. Ich bin mir in diesem Zusammenhang sehr wohl bewusst, dass bei einer Thematisierung der sieben Kardinaltugenden immer auch das dunkle Gegenkonzept der sieben Todsünden mitschwingt, mache mir aber diesbezüglich die wesentlich leichter gewichtige lokale Variante der Sünde zu eigen. Im Flensburger Dialekt, dies muss ich vielleicht all jenen erklären, die nicht vor Ort wohnen oder arbeiten, ist Sünde nämlich eine Entlehnung aus der Petuh-Sprache und schlichtweg ein Synonym für „Schade“. Wenn Einheimische von Sünde reden, bringen sie gemeinhin nicht moralische Entrüstung, sondern Bedauern zum Ausdruck.

Zudem habe ich in meinen heutigen Beitrag zum Jahresempfang gelegentlich Zitate aus der französischen Literatur eingearbeitet. Ich will damit gleich drei Ereignisse besonders zu würdigen: die Gründung unseres neuen Zentrums CaNoFF (Campus Nord für Frankreich und Frankophonie), die in der letzten Woche erfolgt ist, die Einführung unseres neuen tri-nationalen Bachelor-Studiengangs „Transkulturelle Europa-Studien“ zum Herbst 2023, der wesentlich durch unsere Romanistik geschultert werden wird, und schließlich dienen mir meine Zitate auch als Vorbereitung und Verneigung vor unserem heutigen Ehrengast und Haupt-Programmpunkt, dem Kabarettisten Alfons, der deutsch-französische Begegnungen zu seinem Lebensthema erkoren hat.

Schon die erste Kardinaltugend, über die ich heute reden will, trifft das Wesen, den Kern und damit das Herz einer Universität: *Prudentia* – die Klugheit. Universität ist der Ort, wo sich die Klugen vieler Fachrichtungen und zweier Generationen versammeln, um alte Thesen zu überprüfen und neue Hypothesen zu entwickeln, um neue Fragen zu stellen und alte Antworten gegebenenfalls zu verwerfen. Für Madame de Staël waren Ernsthaftigkeit und Intellektualismus ein spezifisches Kennzeichen unserer Region. In ihrem Deutschland-Buch von 1813 widmet sie das 13. Kapitel dem nördlichen Deutschland. Sie nähert sich diesem zunächst sehr vorsichtig an:

Die ersten Eindrücke, die man im nördlichen Deutschland erhält, sind, vorzüglich im Winter, ungemein traurig; und ich erstaune gar nicht darüber, dass diese Eindrücke die meisten Franzosen, welche die Verbannung in dieses Land geführt hat, verhindert haben, es ohne Vorurteil zu beobachten.

Sünde. Am Ende ihres Kapitels gelangt sie allerdings zu Schlussfolgerungen, die auch heute noch auf uns passen (ich erlaube mir mal, Kiel und Lübeck zu inkludieren):

Die Strenge des Klima(s), die Mittelmäßigkeit der Glücksgüter, der Ernst des Charakters würden das Dasein höchst beschwerlich machen, wenn die Macht des Gedankens sich nicht hinausgeschwungen hätte über diese (...) begrenzten Umstände. Die (Nord-)Deutschen haben sich eine lebendige und unabhängige Gelehrten-Republik geschaffen, und das Interesse der Begebenheiten durch das der Ideen ersetzt.

Es geht in der Wissenschaft freilich auch darum, eine kluge Balance aus eingespielten Routinen und innovativen Impulsen zu finden. Zur Klugheit gehört auch, dass Universität sich gerade in Zeiten zunehmender gesellschaftlicher Spaltung nicht in den Elfenbeinturm zurückzieht, sondern dass sie stattdessen den Aspekt des Wissenstransfers besonders hoch priorisiert, indem sie gezielt einen Austausch mit einer Vielzahl von gesellschaftlichen Gruppen und einer Vielzahl von Akteurinnen und Akteuren aus Kultur, Wirtschaft, Politik und Gesellschaft sucht. Wissenschaft muss auf ihre eigentlichen Aufgaben – Wahrheitssuche, Differenzierung, voraussetzungslose und ergebnisoffene Forschung – bestehen, aber sie muss diese auch gesellschaftlich einbetten und erklären wollen und können. Dass im Juli der Bildungsausschuss und im November der Europa-Ausschuss in ihren jeweiligen Sitzungen bei uns zu Gast sein werden, ist für mich ein ermutigendes Signal für Austausch und Begegnung mit der Landespolitik.

Beides – Austausch und Begegnung – tun mehr denn je not. Auch wir sind, so fürchte ich, – wie so viele öffentliche Einrichtungen und private Unternehmen – nicht wirklich gut aus der Corona-Zeit gekommen. Wie denn auch, wenn wir mit dem russischen Angriff auf die Ukraine innerhalb von nur einer viertel Dekade gleich zweimal in einer anderen Welt aufgewacht sind? Insbesondere die Pandemie hat Verwaltung, Lehrende und Studierende völlig unvermittelt, von heute auf morgen, vor gewaltige Herausforderungen gestellt. Dass wir an der EUF diese Herausforderungen weitestgehend konsensual, empathisch, solidarisch und damit vergleichsweise gut bewältigt haben, erfüllt mich nach

wie vor mit großer Dankbarkeit, ja sogar mit Stolz. Aber die Nachwirkungen sind nicht zu übersehen: Wir sind (ich nehme mich gar nicht aus) – *cum grano salis* – gereizter geworden, dünnhäutiger, unduldsamer. Verdichtung, Beschleunigung und Grenzauflösung haben ihren Tribut gefordert. Und doch möchte ich heute Abend alle Mitglieder unserer Universität darum bitten, den ihnen möglichen Beitrag zu leisten, damit wir wieder zurückfinden auf einen Weg hin zu mehr Toleranz, Gelassenheit und Ausgeglichenheit.

Ich plädiere also für die stärkere Beachtung einer zweiten Kardinaltugend, nämlich jener der Mäßigung (*Temperantia*). In seinem Essay über „Das Maßhalten“ warnt Michel de Montaigne:

Der Bogenschütze, der übers Ziel hinausschießt, verfehlt es ebenso wie einer, dessen Pfeil es nicht erreicht; und meine Augen verlieren ihre Sehkraft, wenn ich den Blick plötzlich in ein grelles Licht erhebe, in gleichem Maße, wie wenn ich ihn in den Schatten senke.

Am Ende sind wir vielleicht nicht nur Teil, sondern auch Ebenbild der zunehmend heftig geführten Debatten unserer Tage. Ich sehe uns aber durchaus in der Pflicht, dort laut und vernehmbar unsere Stimme zu erheben, wo sich Ressentiment, Wut und Abwertung die Bahn brechen. Ich bin mir sicher, dass ich meine Sorge über die alarmierend hohen Zustimmungswerte für eine Rhetorik, die Feindseligkeit und Zwietracht, Unfriede und Ausgrenzung schürt, mit vielen, wenn nicht fast allen im Saal teile. Wir sollten, so mein Wunsch, unserer Entrüstung jene Entschlossenheit folgen lassen, mit der Balzacs Rastignac am Ende des Romans *Vater Goriot* auf die moralisch diskreditierte Stadtgesellschaft von Paris zugeht:

Allein geblieben, machte Rastignac ein paar Schritte, um zum höchsten Punkt des Friedhofs zu gelangen. Von dort aus sah er Paris und die Seine vor sich liegen. (...) Auf diesen summenden Bienenstock warf er einen Blick (...) und sagte die kühnen Worte: „Nun wollen wir uns aneinander messen.“ (A nous deux maintenant)

Ich bin jedenfalls der festen Überzeugung, dass sich die Qualität einer Demokratie nicht daran bemisst, dass der Mehrheitswille bruchlos umgesetzt wird (zumaal wenn damit Ruchloses verbunden ist), sondern sie bemisst sich daran, wie eine Gesellschaft mit ihren Minderheiten umgeht, wie viel Mitwirkung sie ihnen einräumt und mit welcher Konsequenz sie deren Rechte schützt. Welche Gefühle wohl jene Überlebende der Shoah haben – wir hatten unlängst einen von ihnen an unserer Universität für einen öffentlichen Vortrag zu Gast –, wenn jene Jahre, in denen viele die Ermordung ihrer Eltern und Geschwister erleiden mussten, zu einer Fußnote der deutschen Geschichte bagatellisiert werden? Wenn tragende Pfeiler unserer Demokratie angegriffen werden, dann sollte die Reaktivierung einer dritten Kardinaltugend Teil unseres zivilgesellschaftlichen Engagements sein, dann sind Mut und Tapferkeit (*Fortitudo*) gefragt, zumaal an einer Universität, die sich europäischen Werten wie Freiheit, Gleichheit und Solidarität verpflichtet weiß.

Inbegriff von Mut und Tapferkeit ist im Kontext der französischen Geistesgeschichte Emile Zolas berühmte Anklageschrift „J'accuse“ von 1898, die übrigens mit einer auch der Wissenschaft angemessenen Selbstverpflichtung schließt:

Ich habe nur eine Leidenschaft, die des Lichtes, im Namen der Menschheit, die so viel gelitten hat und die ein Recht auf Glück besitzt.

Ich scheue jedenfalls nicht davor zurück, uns Ältere in der Pflicht zu sehen, bei der jüngeren Generation historisches Urteilsvermögen zu fördern und sie in ihrem auf die Gegenwart gerichteten Gerechtigkeitsempfinden zu unterstützen.

Die Gerechtigkeit (*Iustitia*) findet sich auch im Katalog der sieben Tugenden. Und an dieser Stelle kann ich es mir nicht verkneifen über Verteilungsgerechtigkeit zu sprechen. Studierende finden in Flensburg schlechtere Studienbedingungen, schlechtere Betreuungsrelationen, größere Seminare und spärlichere Bibliotheksbestände vor als Studentinnen und Studenten in identischen Studiengängen anderswo. Unsere Lehrenden geben ihr Bestes, um diese Nachteile durch ihre Einsatzbereitschaft zu kompensieren. Dabei wissen wir doch, dass unsere derzeitige Unterfinanzierung ein Relikt aus jenen Tagen ist, da man mehrheitlich meinte, eine Universität, die sich fast ausschließlich um den Nachwuchs für, so hieß es damals, „niedere“ Lehrämter kümmere, müsse gar nicht wie eine richtige Universität finanziert werden. Doch selbst PH-übliche Standards hatte man damals deutlich unterschritten. Sünde. Heute jedoch wissen wir, dass vor allem gute Lehrkräfte und somit implizit auch eine gute Lehrkräftebildung mehr Abschlüsse in allen Schulformen garantieren, die wiederum in ihrer Summe erheblich zum Wohlstand eines Bundeslandes beitragen. Unsere relative Armut ist in einer Zeit, in der wir auf den größten Lehrkräftemangel in der Geschichte unserer Nation zusteuern, schlichtweg nicht mehr zeitgemäß. Angesichts historisch gewachsener Ungerechtigkeiten fühle ich mich fast versucht, in die Tristesse von Patrick Modianos Romanheld Bosmans aus dem Roman *Der Horizont* einzustimmen:

Seit einiger Zeit dachte Bosmans an (...) jäh abgebrochene Episoden (...). Das alles gehörte zu einer fernen Vergangenheit, doch weil diese kurzen Sequenzen nicht verbunden waren mit dem Rest (...), blieben sie in der Schwebe, in einer ewigen Gegenwart. Er würde nie aufhören, sich Fragen zu stellen, und er würde nie eine Antwort erhalten. Diese Bruchstücke würden für ihn immer rätselhaft sein. (...) Schwindel erfasste ihn bei dem Gedanken an das, was hätte sein können und nicht gewesen war.

Es ist nun fast 30 Jahre her, dass wir das Promotions- und Habilitationsrecht zuerkannt bekommen haben. Es wäre endlich an der Zeit, so meine ich, uns eine Perspektive für eine auskömmliche Grundfinanzierung in Aussicht zu stellen. Und, ich wiederhole jetzt meine Worte vom letzten Jahr, es ist vielleicht auch keine besonders gute Idee, eine Universität, die das Potential hätte, innerhalb eines Jahrzehnts Tausende und Abertausende Absolventinnen und Absolventen dem Referendariat zuzuführen, in einem Zustand massiver Unterversorgung zu belassen. Schon für Voltaire war es in seinem Roman *Candide* allenfalls ein Anlass für Satire, wenn einzelne seiner Protagonisten meinten, dass „Erbfluch (...) notwendigerweise zu der besten aller Welten“ gehöre.

Ich wende mich nun jenen drei Tugenden zu, die das Christentum dem antiken Katalog zugefügt hat: Glaube, Liebe, Hoffnung.

Dass uns seit der Eröffnung der Diskussion vor sieben Jahren niemals der Glaube an die Optimierbarkeit unserer Organisationsstruktur verlassen hat, führte schließlich vor drei Monaten zur Gründung unserer drei Fakultäten. Vielleicht wäre im Rückblick die eine oder andere Schleife verzichtbar gewesen, aber auch der Weg war das Ziel, und für uns alle im Präsidium zeichnet sich bereits jetzt schon ab, dass die Etablierung von Dekanaten und Konventen neben der Ausrufung der Europa-Universität, der Ausweitung unseres Fächerspektrums und der Gründung unserer Forschungszentren eine der besten Entscheidungen gewesen ist, die die Universität in den letzten Jahren getroffen hat. Gewiss: noch längst nicht können wir bei vielen Vorgängen auf eingespielte Routinen und Usancen zurückgreifen, doch sind Erwartungsfreude und Aufbruchsstimmung allenthalben spürbar. Es war für mich auch unser treuer Glaube (*fides*), meine fünfte Tugend auf der Liste, der den Grundstock für Zutrauen und Zuversicht gelegt hat. Und bis zu einem gewissen Grad werden vielleicht universitäre Abläufe und Prozesse, da mitunter nicht vorhersehbar oder planbar, immer unvollkommen bleiben, und vielleicht ist das sogar gut so. Annie Ernaux jedenfalls kommt in ihren *Erinnerungen eines Mädchens* zu dem Schluss,

dass nicht zählt, was passiert, sondern das, was man aus dem, was passiert, macht. Das alles gehört zu einer dieser beruhigenden Vorstellungen, die sich mit fortschreitendem Alter festsetzen, von denen man aber unmöglich sagen kann, ob sie wahr sind.

Mein vielleicht schwierigstes Kapitel heute ist jenes der Liebe (die in der lateinischen Version des Katalogs der Tugenden mit *caritas* wiedergegeben wird). Wir alle wissen es: Liebe ist schillernd, facettenreich, macht leicht und schwer zugleich, sie ist federleicht zu identifizieren und unendlich schwer zu definieren. Mir liegt heute vor allem daran, die Überschrift zu nutzen, um für etwas mehr Selbstlosigkeit in unserem inneruniversitären Miteinander zu werben. Wir brauchen mehr Einigkeit und weniger Lagerdenken, mehr Gönnen als Neid, mehr Teamdenken und weniger Eifersucht und Eitelkeit. Nicht alles, was Missbehagen in uns hervorruft, wurde nur deshalb ins Leben gerufen, um uns dasselbe schwer zu machen: Nicht alles hat mit uns zu tun.

Im Übrigen ist für mich, man sehe es dem Literaturwissenschaftler nach, die Lektüre von Romanen eines der besten Mittel zur Einübung von Perspektivwechsel und zur Schulung von Empathie. Der Ich-Erzähler in Michel Houellebecq's *Unterwerfung* sieht dies ebenso:

Die Musik kann im selben Maße wie die Literatur erschüttern, eine gefühlsmäßige Umkehr, Traurigkeit oder absolute Ekstase bewirken; die Malerei kann im selben Maße wie die Literatur verzaubern, einen neuen Blick auf die Welt eröffnen. Aber allein die Literatur vermittelt uns das Gefühl von Verbundenheit mit einem anderen menschlichen Geist, (...) mit allem, was diesen Geist ausmacht(...); mit allem, was ihn berührt, interessiert, erregt oder abstößt.

Würden wir – bis hinein in unsere Denk- und Satzstrukturen – etwas häufiger „Wir“ und etwas weniger „Ich“ akzentuieren, wären Zusammenarbeit und Kooperation für alle leichter. Denn tatsächlich sind es ja unsere Studiengänge, die uns in einem Gesamtpaket attraktiv machen, sind es unsere Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die an der Lösung von Gegenwartsfragen im Großen wie im Kleinen arbeiten. Es sind unsere Verwaltung und unser Wissenschaftsmanagement, die in ihrem jeweiligen Wirk-Kreis zum Wohl des Ganzen beitragen.

Tatsächlich haben wir allen Anlass, darauf zu hoffen, dass sich einiges, wenn nicht gar vieles bessern wird. Wir dürfen darauf hoffen, dass das Gutachten des Wissenschaftsrats – es ist für den kommenden Oktober angekündigt – Konsequenzen zeitigen wird und – ich erlaube mir den Luxus der antizipierten Retrospektion – dereinst als ein Meilenstein in der Weiterentwicklung der Hochschul- und Wissenschaftspolitik unseres Landes gesehen werden wird. Ich hoffe auf ein Bündnis mit Wirtschaft, Handwerk und Kultur zum Zwecke der qualitativen Stärkung der universitären Lehrkräftebildung. Und ich hoffe in diesem Zusammenhang auch auf die Solidarität aller Mitglieder der Landesrektorenkonferenz, denn alle Hochschulen brauchen möglichst viele Persönlichkeiten mit möglichst guten Schulabschlüssen und Kompetenzen, wenn sie dereinst selbst Persönlichkeiten mit möglichst guten Abschlüssen und möglichst umfassenden Fähigkeiten in die Berufswelt entlassen wollen.

Neben den Aktivitäten der Allianz für Lehrkräftebildung werden die vermutlich wichtigsten Entscheidungen der nächsten zwölf Monate, was die Weiterentwicklung der Wissenschaft in Schleswig-Holstein betrifft, im Rahmen der anstehenden Gespräche zu individuellen Ziel- und Leistungsvereinbarungen getroffen werden. Auch mit ihnen verbinden wir sehr viel Hoffnung. Hoffnung (*Spes*), das ist die siebte Kardinaltugend, der letzte Abschnitt meiner heutigen Rede.

Die Leitgedanken des Ministeriums bieten substanziellen Anlass für Hoffnung. Sie sind ausgewogen und profiliert, ambitioniert und dennoch realistisch; Leitplanken wie auskömmliche Finanzierung, Erhöhung von Studienerfolg, schrittweiser Abbau von Fachkräfte- und Lehrkräftemangel, Verbesserung der Rahmenbedingungen des akademischen Mittelbaus, Stärkung von Klimaneutralität und Nachhaltigkeit sowie Internationalisierung von Forschung, Lehre und Verwaltung werden, dessen bin ich gewiss, von allen Angehörigen unserer Universität rückhaltlos unterstützt werden. Doch scheint mir auch überaus klar zu sein, dass wir uns an der EUF nur dann Neues von Gewicht werden aufladen können, wenn zuvor das Fundament hinreichend gestärkt und stabil gemacht worden ist.

Da mit Sicherheit ich selbst, wahrscheinlich aber auch andere Mitglieder des derzeitigen Präsidiums in den Jahren 2025 bis 2029, für die die Zielsetzungen zu verhandeln sind, nicht mehr in der Verantwortung stehen werden, werden die in unserem Strukturplan STEP RISE hinterlegten Entwicklungsziele Priorität haben. Wie wichtig, dass es ihn gibt. Zudem ist für uns alle im Präsidium die enge Abstimmung mit unseren Fakultäten ein Gebot der Stunde. Wie gut, dass wir sie haben. Und im Hintergrund wird auch unser Leitbild ein Orientierungsrahmen für unser Handeln und Verhandeln sein. Denn auch unser Leitbild orientiert sich ja an Tugenden: Gerechtigkeit, Vielfalt und Nachhaltigkeit. Sie sind heute wichtiger denn je.

Am Ende meines Parforce-Rittes durch den Katalog der sieben Kardinaltugenden will ich mich in Selbstkritik üben (auch das will ich mich trauen): Ich kann nämlich nicht gänzlich ausschließen, dass es sich bei meiner Beschwörung alter Tugenden vielleicht um eine Alterserscheinung handelt. Es bleibt mir nur, die Jüngeren unter uns im Saal, und das sind fast alle, mit Simone de Beauvoir um Nachsicht zu bitten. Diese schreibt 1963 in ihrem Buch über den *Lauf der Dinge*:

Das Alter: Von weitem hält man es für eine Institution, aber es sind junge Leute, die plötzlich alt geworden sind. Eines Tages habe ich mir gesagt: „Ich bin vierzig Jahre alt.“ Als ich mich von diesem Staunen erholt hatte, war ich fünfzig. Die Betroffenheit, die mich damals überfiel, hat sich nicht gegeben.

Jetzt aber will ich barmherzig mit Ihnen sein, denn ich sollte klug genug sein, mich im Umfang meiner Rede zu mäßigen, damit auch die folgenden Programmpunkte ihren gerechten Anteil erhalten können. Ich bedanke mich folglich für Ihre Aufmerksamkeit und hoffe, Sie in ihrem Glauben an das Potential unserer Universität bestärkt zu haben. Der Zustand der Welt ist wahrlich nicht gut. Aber er wäre erheblich schlechter, wenn nicht täglich engagierte Menschen ihren Beitrag dazu leisten würden, sie ein klein wenig besser zu machen. Auch bei uns, in Europa, in Schleswig-Holstein, in Flensburg, an der Flensburger Universität.